

Beiträge

zur

Belehrung und Unterhaltung.

11^{tes} Stück, den 27. Januar 1809.

Heilkräfte der Natur.

Die Natur ist die reichhaltigste Officin wohlthätiger Heilkräfte. Es gibt vielleicht kein physisches Uebel unterm Monde, wofür sie nicht Heilstoffe in ihrem Schooße erzeugt. Viele haben wir kennen und nutzen gelernt, theils durch des Zufalls Gunst, theils durch klugen und gründlichen Forschungsfleiß; aber welche ein unermesslicher Schatz von edlen, nährenden und heilenden Stoffen liegt uns nicht noch verborgen! Wem dieses nicht wahrscheinlich ist, der werfe nur einen Rückblick auf die Vergangenheit. Wer hätte z. B. vor zwei Jahrhunderten es sich träumen lassen, daß einst die schlichte Rinde eines amerikanischen Baumes (des *Einchona* oder Fiebrerrindenbaumes) das Leben so vieler Menschen stärken und verlängern und einen so denkwürdigen Umschwung in dem Gebiete der Heilkunst begründen würde? Wer vor zwei Jahrzehnten etwa, daß die so lange unbeachteten Kuhpocken eine der verderblichsten Seuchen, die einen bedeutenden Theil unserer Generation hinriß, und einen noch beträchtlicheren Theil verunstaltete, von dem Erdboden allmählig wegbannen würden? Oder

wer ahnete vor kurzem noch, daß die verachtete Spinnenwebe ein hülfreiches Mittel gegen das Wechselfieber sey? wie ein hochverdienter Arzt, Doctor Faust, und mehrere, im allgem. Anzeiger der Deutschen (Jahrg. 1807) niedergelegte, Erfahrungen bezeigen. — So mag es noch unendlich viele Stoffe im weiten Reiche der Natur geben, deren heilsame Kräfte uns noch ein Geheimniß sind; und wer weiß, welches Gras, welche Blume, welche Pflanze u. s. w. wir jetzt unwissend in den Staub treten, die einst der Triumph künftiger Jahrhunderte seyn könnten. Man gehe nur zu den Bergbewohnern und sehe, welchen erspriesslichen Nutzen sie aus Blumen, Kräutern, Moosen u. s. w. ziehen, von deren Werthgehalt der Flächenbewohner oft nicht die entfernteste Kunde besitzt. Es bedarf keiner Erwähnung, daß diese unverzogenen Kinder der Natur ihren gesunden und wohlschmeckenden Thee weder aus Japan noch aus Indien kommen lassen; wohl aber, daß sie oft, von keinem ärztlichen Hülfsrathe unterstützt, und bloß von gesunder Einsicht und weiser Erfahrung geleitet, die heftigsten Fieber und mehr noch Wundkrankheiten durch Benutzung solcher einfachen Hülfsmittel zu heilen ver-

stehen. Wissen ja doch, was noch mehr ist, die Wilden in Amerika die tödlichsten Giftwunden durch Auflegen gewisser Kräuter zu heilen und unschädlich zu machen, während unter uns Hochkultivirten noch so Mancher an den Folgen eines tollen Hundes; u. a. Bisses hinstirben oder verelenden muß. Man mißverstehe mich jedoch nicht und glaube, daß es hier meine Absicht sey, der rohen Empirie stehender und wandernder Quackfalter das Wort zu reden. Diese verächtlichen Nichtswisser und Täuscher, die selbst mit zu den allerverbreitetsten und unausrottbarsten Uebeln gehören; diese Volksverderber, deren Kunst nur darin besteht, sich Heil und Andern Uebel zuzumitteln, indem sie Gifte für Geldstücke austauschen, verdienen die strengste Züchtigung. Ich habe nur andeuten wollen, wie reich die Natur an noch unentdeckten Heilkräften sey, und wie freigebig sie diejenigen lohnt, die — nicht durch erkünstelte Genüsse und Zerstreuungen ihr entfremdet — ihre Tage ihrem Umgange weihen. — Einen wenig gekannten und beinahe noch unberührten Reichthum von trefflichen Stoffen umschließt die südamerikanische Flora, die bei aufmerksamer Beachtung, Forschung und Nutzung viel zum Vorschwunge der Heilkunst, Chemie, Oekonomie u. s. w. beitragen würden. Hier zum Schluß nur einige Beispiele. In den Ebenen von Bombon im Königreiche Peru wird ein Kraut gefunden, das bei den Indianern callua-callua heißt, und das, wenn es drei Monate vor der Schurzeit jeden dritten Tag den Schafen als Futter gereicht wird, das Wachsthum der Wolle ausnehmend befördern soll. Eine merkwürdigere Erscheinung ist die Hualgua oder Barba Jovis,

eine Species der Psoralea, die ein äußerst wirksames Mittel ist, um die Schafe gegen die Blattern zu schützen. Unendlich vielfach und edel sind die Gaben der Natur, und glücklich der, dem in Betrachtung derselben kein Tag ohne Lirnie verstreicht.

B — i.

Aufruf an teutsche Mädchen und Frauen.

In dem Hannöverschen Magazin (Jahrgang 1808 No. 14, 75 und 76) that Jemand den Vorschlag: „Wie, wenn in den jetzigen Zeiten teutsche Mädchen und Frauen sich anheischig machten, ein Jahr mit dem gegenwärtigen Bestande ihrer Garderobe sich zu begnügen, und den Ankauf des kostbaren Puzes an Spitzen und Schmuck unterließen, und dadurch einen neuen Grund zu häuslichem Glück und häuslicher Freude — beide seit einigen Jahren so sehr gestört und getrübt — legten? Mancher biedere Gatte würde im Stillen danken, wenn seine ihn liebende Gattinn durch Ersparung und Entbehrung des überflüssigen Puzes es ihm möglich machte, für sich und seine Familie einen frohern Blick in die Zukunft zu thun.“ Nicht ganz ohne Erfolg waren diese Worte; und ob sie schon nicht hundertfältige Früchte getragen haben, so ist doch manches Samenkorn davon ausgegangen, dessen Frucht im Stillen wächst. Mehrere biedere teutsche Mädchen und Frauen sind dem schönen Bunde im Stillen beigetreten, wovon wir hier nur einer Familie erwähnen. Ein edles teusches Weib mit 2 Töchtern hatte schon früher den Gedank, welcher durch den genannten Aufsatz wieder geweckt wurde, und nun völlig zur

Reise kam. Das reinste Gefühl von Freude, sagt sie, hat mir und meinem ganzen Hause die Vergessenheit des Ueberflüssigen verschafft. Mit Wahrheit kann ich versichern, daß es uns nicht einmal dünkt, als ob uns an unserm Pute oder unserer Bequemlichkeit etwas mangle. Bei dem frugalen Mahle, das kein ausländisches Produkt würzt, befinden wir uns auffallend gesunder, und sind dabei mit den wenigen Freunden, denen wir unsern Plan mittheilten, oft innig vergnügt gewesen. Ich habe seit jener Enthaltung vom Pute und seit der Einschränkung überhaupt, Arzt und Apotheker gänzlich entbehren können, was sonst noch nie der Fall war. — Möchten doch meine Mitschwester so denken wie ich und die Meinigen, und die innigste Bitte, die ich an sie thue, nicht unerfüllt lassen, indem sie sich diesem schönen Verein anschließen. Wir haben den festen Vorsatz, unserer neuen Lebensweise in Zukunft treu zu bleiben, und besonders, abermals ein volles Jahr verfließen zu lassen, ohne an Putz und die Vermehrung oder Anschaffung desselben auch nur zu denken. Können wir uns auch nicht damit den Ruhm der Weinbergerinnen erwerben, — und poetisch möchte der Stoff nun auch wohl nicht seyn, — so leben wir doch im Bewußtseyn, unsre Pflicht gethan zu haben.

Plaisanterien.

Es gibt gewisse Herren in der Welt, die eine so große Dosis von Gefälligkeit bei sich führen, daß sie es nicht über sich vermögen, irgend einen Einfall ihrer Gönner vorübergehen zu lassen, ohne ihn zu belachen, und worunter sich nun manche auf eine so desperate

Art anstrengen, daß man selbst nicht weiß, ob man über sie lachen oder weinen soll. Ein solcher Parforcelacher, der auf den saden Witz eines reichen Patriziers jedesmal eine grelle Lachvariation erschallen ließ, machte sich in einer Gesellschaft sehr bemerkbar. Dieß veranlaßte mehrere, den Unwerth seines Beifalls daraus zu folgern. „Ist sein Beifall auch nicht wichtig,“ versetzte eine Dame, „so ist er doch gewichtig; denn obgleich er nicht aus vollem Herzen lacht, so lacht er doch aus vollen Kräften.“ Ob auch dieser Ein- oder Ausfall des Lachers Zwergfell erschüttert habe? dieß haben wir leider nicht erfahren können.

Ein kranker Mönch, der, wenn er predigte, seine Zuhörer mehr durch seinen Eindruck als durch seinen Ausdruck in rührende Bewegung setzte, bat einen Gutsherrn um die Erlaubniß, in seiner Dorfkirche predigen zu dürfen. „Gern will ich es Ihnen erlauben,“ gab dieser zur Antwort, „wenn es Ihnen nur nicht die Natur versagt.“

Ludwig XI. pflegte öfters zu sagen, daß sein ganzer Staatsrath in seinem Kopfe stecke, weil er sich nie mit Jemanden berathschlage. Einst sah ihn der Admiral Breze auf einem schwachen Kößlein reiten. „Wahrlich!“ rief er, „dieß Pferd muß mehr Kräfte haben, als es scheint, da es den König mit sammt seinem Conseil zu tragen vermag.“

Zwei Leute im Parterre bekamen Händel mit einander. Wären wir nur draußen, rief der Eine, der den großen Herrn machte, ich würde Ihnen gewiß hundert Streiche von einem meiner Domestiken geben lassen. „Ich bin zwar kein großer Herr, habe auch keine Domestiken,“ erwiederte der Andere kaltblütig, wenn Sie sich aber die Mühe nehmen

wollen, ein wenig herauszugehen, so werde ich selbst die Ehre haben, Ihnen zweihundert Prügel aufzuzählen.

Der Abbe' Polignac, den der Hochmuth empörte, womit ihn die Holländer bei den

Conferenzen zu Gertruydeburg behandelten, sagte ihnen: Meine Herren! man sieht es euch wohl an, daß ihr wie Leute sprecht, die nicht gewohnt sind zu überwinden.

B — i.

N o t i z e n.

Die schönsten, weißesten und geruchlosesten Talglichter glauben die Londner Lichtzieher zu liefern, und geben als Ursache an, daß sie sich des besten inländischen Talgs, besonders von Hammeln, dazu bedienen, große Sorgfalt auf das Raffiniren desselben verwenden, und den gehörigen Augenblick der Temperatur, beim Sieden, zu beobachten verstehen. Die Dochte zu gezogenen Lichtern sind von Smyrnaer Baumwolle; türkische nimmt man zu den gegossenen. Das Fabriciren der Lichter in London geschieht gemeinlich in Kellern. Beim Lichtziehen hat man folgende Methode eingeführt. Oben an der Decke des Kellers befindet sich ein Balken mit drei darin einaelassenen Rollen. Um zwei derselben drehen sich Stricke, woran eine mit 6 Spieken versehene Tauchmaschine befestigt ist. Die dritte Rolle hält, mittels eines Strickes, eine Waagschale mit hinlänglichen Gewichten, um die Spieken in die Höhe zu winden. Die Gewichte werden verstärkt, je nachdem die Lichter an Größe und Schwere zunehmen. Der Arbeiter hat bei dieser sehr einfachen und bequemen Erfindung weiter nichts zu thun, als der Maschine die gehörige Leitung zu geben.

In Wien zeichnete sich Maria Anna Helm, die Frau eines armen Leinwebers, die seit 20 Jahren verheirathet und jetzt 40 Jahr alt ist, durch die seltene Fruchtbarkeit aus, daß sie in

11 Niederkunsten 32 Kinder gebar, wovon 28 lebend und 4 todt zur Welt kamen, 26 männlichen und 6 weiblichen Geschlechts waren und von welchen jetzt noch 10 Knaben und 2 Mädchen am Leben sind. Alle diese Kinder säugte sie selbst und erzeugte sie mit einem Manne. Das arme Weib leidet dabei wöchentlich, und oft auch, besonders während der Schwangerschaft, täglich an der Epilepsie; ihre Kinder aber bleiben davon befreit. Merkwürdig ist außerdem, daß ihr Mann ein Zwilling und sie ein Kind von Vierlingen ist. Jetzt ist sie wieder im dritten Monat zum zwölften Male schwanger.

Um Leinwand undurchdringlich für Wasser und Luft zu machen, wird folgendes Verfahren angegeben. Man läßt etwa $\frac{1}{2}$ Kanne gekochtes Leinöhl und $\frac{1}{2}$ Pfund elastisches Gummi fast 2 Stunden gelinde sieden. Alsdann, wenn das Gummi aufgelöst ist, thut man ungefähr 2 Kannen gefottenes Oehl, 1 Pfund Baumharz, 1 Pfund gelbes Wachs und 1 Pfund Silberglätte hinzu, und läßt alles zusammen sieden. Mit dieser Flüssigkeit muß man, so lange sie noch warm ist, die Leinwand überstreichen, die dabei so biegsam bleibt, wie vorher. Vorzüglich wird die so bereitete Leinwand zu den Schläuchen der Feuerspritzen, statt des Leders empfohlen, besonders wenn man, wie es seit mehreren Jahren in Genf geschieht, dazuhäufene Schläuche, ohne Naht gewebt, nimmt.